



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Moderne Baukunst

Scheffler, Karl

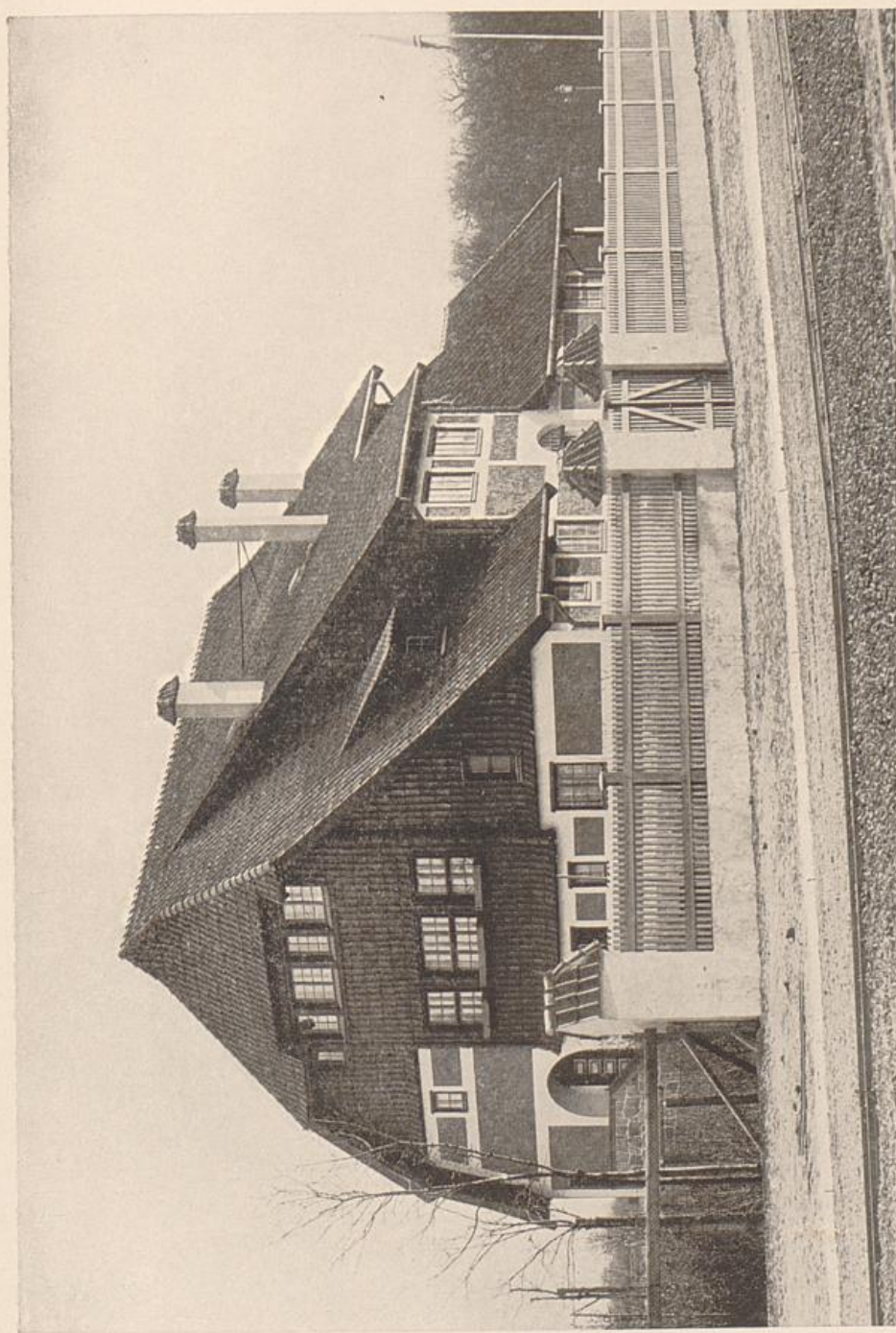
Berlin, 1907

Heimstätten.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-43206](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-43206)

Heimstätten.

Ein schöner Augenblick im Leben muss es sein, wenn man sich in der Lage sieht, ein eigenes Haus zu bauen. Die Gegenwart ist besonders geeignet, die Sehnsucht nach einem Heim zu wecken, wo man vor dem rohen Konventionalismus der Etagenwohnungen, vor dem aufdringlichen oder feindseligen Wesen der anderen Mietparteien sicher ist; nach einem Haus, wobei ein Stück Gartenland ist, so dass man endlich einmal ein paar Quadratruten des vaterländischen Bodens sein eigen nennen darf. Hinzu kommt das fast qualvolle Bedürfnis, dem eintönig vielfältigen Getriebe der Grossstadt zu entfliehen und auf dem Lande wenigstens einmal am Tage zu sich selbst zu kommen. Man sollte meinen, dass die relativ Wenigen, die sich solche Wünsche erfüllen können, die Bedeutung ihres Glückes in demselben Masse fühlen müssten, wie sie es ersehnt haben, und dass sie einen festen Plan mit sich herumtragen müssten, wie dem lange gehegten Gedanken in würdiger Weise Gestalt verliehen werden könnte. Seltsamerweise ist dem nicht so. Wie das Bedürfnis befriedigt wird, kümmert die Bevorzugten wenig. Sie sind zufrieden mit der Tatsache, dass sie ein eigenes Haus besitzen; mit einem rohen Eigentumsbewusstsein ist das Verhältnis zum eigenen Heim schon erschöpft und von tieferen geistigen Beziehungen ist fast nie die Rede. Wie der Wilde isst, nur um sich zu sättigen und ohne bewusst den Wohlgeschmack zu kultivieren, so weiss der Eigentümer eines Landhauses in den allermeisten Fällen nur etwas von den nächsten Zwecken der Notdurft und nichts von geistigen Bedürfnissen. Es wird nicht begriffen, dass der Architekt dem



Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

HANS POELZIG

LANDHAUS IN BRESLAU

Bauherrn, wenn dieser seine eigenste Angelegenheit richtig erkennt, nur ein Mittler sein kann, der präzisen Wünschen konkrete Form verleiht. Wer sich ein Heim schaffen will, sollte vor allem sich selbst, seine profanen und ideellen Bedürfnisse genau kennen. Denn nur aus diesem Bewusstsein kann ein guter Grundriss hervorgehen. Der Bauherr muss sich mit allen wichtigen einschlägigen Fragen lange vorher beschäftigen und sein Wille muss bereits ein Plan sein, wenn er zum Architekten kommt. Das ist nicht gegen die Würde des Mannes. Denn es handelt sich nicht um ästhetische Spielerei, die nach alten Anschauungen der Frau überlassen bleibt, sondern nichts geringeres steht in Frage als ein Bekenntnis der Lebensanschauung: dem inneren Wesen einer Familiengemeinschaft soll nach aussen Form gegeben werden. Die Art, wie der Mann die Aufgabe, sich und den Seinen eine Heimstätte zu schaffen, auffasst, zeigt deutlich den Grad seiner persönlichen Kultur. Und diese ist in solchem Fall besonders wichtig, weil sie sich anschaulich als Teil der Volkskultur erweist. Die Wechselwirkungen zwischen den persönlichen Interessen und denen der Allgemeinheit sind wohl nirgends sonst so unmittelbar. Alle Lässigkeiten und Oberflächlichkeiten, alle faulen Konventionalismen auf dem Gebiet einer sozial bedingten Bautätigkeit geben böse Beispiele, während sie zugleich auch Symptome eines verdorbenen Geisteszustandes der Allgemeinheit sind.

Der Name Goethes ist heute in aller Munde; und doch wissen nur ganz wenige von Denen, die ihn einen harmonischen Menschen nennen, wie es kam, dass sich dieser bedeutende Geist so liebevoll und eingehend mit der Praxis von Kunst und Handwerk beschäftigte. Man staunt das poetische Genie an und lächelt, als über interessante Philisterhaftigkeiten, über die Bemühungen des Verwaltungsmannes, Bauherrn und Beamten, ohne zu sehen, wie alles zusammenhängt. Goethe wusste den Segen der Wirklichkeiten, aller Wirklichkeiten besser zu schätzen als die Heutigen; und was er erlebte, wenn er einen Bau leitete, dem Tischler zusah, die Technik alter Glasbilder

untersuchte, Grundrisse zeichnete und Materialien prüfte, wurde seinen Lebensanschauungen, deren poetische Verklärung uns so stark berührt, zu einer Grundlage. Davon scheint man in den Goethebüänden nichts zu wissen; sonst würden dort die vielen praktischen Kulturaufgaben, woran sich jeder, selbst der bescheidenste Geist beteiligen kann, weil sie mit Literatengedanken nichts zu tun haben, besprochen werden. Der Segen einer ganz aufs Tatsächliche gerichteten Produktivität, die beim Nächsten, Selbstverständlichsten beginnt, zeigt sich immer in allen Dingen. Wer versucht, für sich und die wohlverstandenen Bedürfnisse seiner Familie den Grundriss eines chimärischen Landhauses zu zeichnen, wird erkennen, welche merkwürdig sachliche und nie verletzende Selbstkritik mit solcher Beschäftigung verbunden ist. Man kontrolliert seine Bedürfnisse, die aus tausend alten und neuen Einflüssen, aus ererbten und erworbenen Eigenheiten entstehen, niemals gründlicher, als wenn man ihnen eine Form sucht. Wie Einem ja Gedanken auch dann erst ganz klar werden, wenn man sie in Worte zu kleiden vermag. Wenn man so beim Entwerfen des Grundrisses in überzeugender Weise zu sich selbst kommt, wenn aus der Poesie der Gewohnheit und dem Willen zum Eigenen die neue, aber doch von der Tradition erzogene Form ganz von selbst entsteht, so gelangt man zu eben solchen Resultaten, nach innen und aussen, wenn man diese Beschäftigung als Bauherr auch auf andere Teile des Hauses ausdehnt und versucht, aus dem Grundriss sachlich einen Aufriss zu gewinnen. Was man dabei lernt, kommt immer jeder anderen Tätigkeit und jedem Vergnügen sogar mittelbar zugute. Und dieses Verantwortlichkeitsgefühl gegen sich selbst schliesst auch schon das der Allgemeinheit gegenüber in sich; ja: das eine ist für das andere Voraussetzung. Denn der Wille würdig zu wohnen kann ohne Universalempfinden gar nicht entstehen; das Gefühl einer sich beschränkenden bürgerlichen Würde, die sich im Wohngedanken ausdrückt, ist unmöglich, wenn das Abschätzungsvermögen für das Verhältnis des Individuums zur Allgemeinheit nicht kult-

viert worden ist. Wie kann man die Kultur eines Ganzen lebendig fühlen, wenn man sie nicht vorher im kleinen Staat einer Familie fühlt! Welche soziale Tugend kann Wert und dauernde Kraft haben, die nicht im engen Kreis erprobt worden ist!

Von solchen Wechselwirkungen weiss aber der moderne Bürger nichts; er hat nicht genug Staatsgefühl, trotz seinen Demokratenposen, um im kleinen Lebenskreis das Abbild des grösseren zu sehen. Sein Heim ist ihm nicht ein ethischer Wert, sondern nur ein materieller. Er bestellt sich ein Haus, wie man einen neuen Anzug bestellt, und meint, der Architekt kenne seine Bedürfnisse besser als er selbst. Nie fällt ihm ein, dass das Genie einer Zeit oder eines Volkes schliesslich nichts ist als die Tüchtigkeit der Einzelnen und dass nationale Kulturformen nichts sind als die Früchte eines starken Willens dieser Einzelnen zu sich selbst. Ein Stil für Heimstätten, woran man später eine Zeit erkennen könnte, vermag nur in ausgeprägten Lebensformen zu entstehen. Und wie sehr uns diese Formen fehlen, wird Jeder spüren, wenn er einen Bleistift nimmt und versucht, sich einen Grundriss zu zeichnen. Er wird plötzlich sehen, dass er eigentlich in keinem wichtigen Punkte dem wohlthätigen Zwange lebendiger Gemeinschaftsbedürfnisse oder ideenvoller Konventionen untertan ist, sondern auf persönliche Entschliessungen angewiesen ist, wo die Führung durch den sozialen Gesamthewillen notwendig wäre und dass er darum im besten Falle Gewohnheiten hat statt Lebensformen. Er wird sich schliesslich mit Bildungen begnügen, die er einmal irgendwo gesehen und in der Erinnerung als nachahmenswert behalten hat. Oder er wird von Dem ausgehen, wohinein ihn der Zufall gesetzt hat, und sei es ein städtisches Miethausmilieu. Dass die Stadthausgewohnheiten, denen man doch entfliehen will, ganz allgemein ins Eigenhaus hineingetragen werden, ist nur eine Folge der Ratlosigkeit. Da man nicht weiss was man will, greift man zum ersten besten Schema. Fremd fühlt sich der in unserer Zeit Lebende ja in jedem Milieu, weil Häuser

schon längst nicht mehr wie Organismen behandelt werden. Die höhere Sehnsucht sogar greift nach dem nackten Notdurftgebilde, weil ihr ein anderes Beispiel nicht erreichbar ist und weil sie für eine neue Konzeption zu wenig produktiv ist. So kommt es, dass man sich im eigenen Haus nicht zu bewegen weiss. Wenn die Repräsentation den Zimmern nicht einen Charakter vorschreibt, ist man ungewiss, wie sie zu benutzen seien. Man schläft im Esszimmer, wohnt im Schlafzimmer und lungert in allen Räumen und Ecken ohne feste Ordnung umher. Darum vermag man natürlich auch nicht Forderungen zu stellen; über dunkle Instinkte erhebt sich die Anschauungskraft fast nie. Wenn der Architekt mit dem sauber gezeichneten Plan kommt, ist man entzückt. Den Grundriss versteht man zwar nicht; aber die geschmückte Fassade besticht das Auge. Erst wenn das Haus bezogen werden soll, gesteht man sich stumm, eigentlich habe man sich ganz anders gedacht.

Verlässt sich der Käufer auf den Architekten, so sucht dieser die undisziplinierten Instinkte der Nachfrage zu kitzeln. Auf einer Grundlage der gegenseitigen Rücksichtnahme, der schlaffen Willenlosigkeit entsteht das Prinzip, durch Zierat, durch Kullissen den Mangel an Folgerichtigkeit zu verdecken. Das Unkraut schießt ja stets da besonders üppig empor, wo der Boden sich selbst und dem Zufall überlassen ist. Und so wird auch vom Baumeister die Gesamtkultur geschädigt, weil er jede ideale Voraussetzung für seine Arbeit verneint und nur an den materiellen Vorteil denkt. Einer gesunden Entwicklung ist damit der Ausgangspunkt genommen. Ohne übertreibenden Anspruch darf man aber von allen Berufen das Ideale fordern, weil die Geschichte lehrt, dass es ein notwendiges Ingrediens des schöpferischen Willens zu jeder Tat ist. Der Lohn ist bei einer Tätigkeit das wenigste; er ist nur ein notwendiges Äquivalent. Der Beruf eines Staatsmannes besteht nicht darin, Gehalt zu beziehen; der Arzt oder Rechtsanwalt arbeitet mehr für eine Idee als für das Honorar (oder sollte es doch tun); und vom Offizier und Künstler verlangt man Etwas, das sich mit

Geld nicht bezahlen lässt. Selbst der Kaufmann darf nicht ohne höhere Berufsidee leben, wenn er auf Achtung Anspruch macht. Sein Unternehmungsgeist, der neue Verbindungen herstellt, sein Wille, die allgemeinen Bedürfnisse gut und reichlich zu befriedigen, haben mit dem Gewinn nur mittelbar zu tun. Das wesentlichste besteht im Drang zur Tat, im Pionierwillen. Und davon spüren wir heute selten noch einen Hauch. Der Kaufmann ist durchweg zum Engroskrämer geworden, zum Händler, und mit seiner niederen Auffassung vom Leben infiziert er in demselben Masse alle anderen Berufe, wie sein Wirkungsgebiet sich ausbreitet. Wenn man heute einen Arzt, einen Rechtsanwalt tadeln will, so sagt man, er betreibe sein Geschäft kaufmännisch. Und in dieser Weise tötet das Geld auch die Idealität, die Seelenkraft des Künstlers und aus der damit verbundenen Liebedienerei vor den schlechten Instinkten der Menge erwächst unserer Kultur ein ungeheurer Schade. Nirgends aber wird der Künstler leichter zum Kaufmann als in der Architektur. Das liegt schon in der Tätigkeit des Architekten, die nur zur Hälfte künstlerisch ist, nicht die volle Persönlichkeit fordert, sondern mehr organisatorische Fähigkeiten, und die eine natürliche Agentur zwischen Bauherrn und Handwerkern in sich begreift. Ohne Konvention, die für ihn denkt und formt, wird der Baukünstler, sofern er nicht als Beamter im akademisch beschaulichen Indifferentismus dahinlebt, sehr leicht entweder zum Phantasten oder zum Werkzeug einer Spekulation, die mit den idealen Werten der Architektur wirtschaftet wie mit irgendwelchen anderen Marktwerten und für die es den Begriff Kultur nicht gibt.

Die wenigen modernen Künstler, die, im Anschluss an die neue Bewegung im Kunstgewerbe, die wahren Aufgaben der Landhausarchitektur begriffen haben, stehen mit ihrem besten Willen und mit all ihrem Talent auf unsicherem Boden, solange sie nicht bleibende Verbindungen mit dem allgemeinen Bedürfnis eingehen können. Denn es handelt sich beim Landhausbau niemals um nur darstellende Architekturen, sondern

um die Einkleidung bestimmter Zwecke, um eine Entwicklung von innen nach aussen. Eben weil nicht etwas rein Kunstmässiges, nicht eine pathetische Verssprache zu schaffen ist, sondern eine nützliche, klare, allen verständliche Prosasprache, sind viele nicht künstlerischen Elemente an der Arbeit beteiligt und dadurch wird die Angelegenheit dem im Atelier schaffenden Künstler entzogen und der sozialen Praxis überwiesen. Der moderne Architekt sieht sich aber trotzdem mit seinen sozial ästhetischen Gedanken ins Atelier verwiesen, weil seinen voraneilenden Bestrebungen noch die genügende Resonanz fehlt. Nur aus diesem Mangel an Praxis, der für keinen Künstler so schädlich ist wie für den Architekten, ergibt sich heute die so verbreitete Papierkunst, das Spiel mit Möglichkeiten, die dekorative Phantastik und überkultivierte Künstelei. Das Papier ist geduldig. Dem Baumeister ist es für seine Pläne, von denen er nicht weiss, ob sie jemals ausgeführt werden, gleichgültig, ob die hypothetische Bausumme fünfzigtausend Mark beträgt oder fünfhunderttausend. Bei einem dieser unbeschäftigten, talentvollen Architekten war der Entwurf für ein phantastisches Monumentalgebäude zu sehen, das er auf achtzig bis hundert Millionen veranschlagt hatte. Solche Erscheinungen deuten auf Ungesundheit. Eine Folge ist, dass wir in den jährlichen Kunstausstellungen, den einzigen Orten, wo diese Künstler sich der Öffentlichkeit bekannt machen können, die seltsamen Landhäuser für verrückte Milliardäre sehen oder die romantischen Empirehütten für das bekannte, von Th. Th. Heine ironisierte glücklich liebende Paar. Nur vor solchen auffallenden Dingen bleibt das Ausstellungspublikum stehen. Am Entwurf eines schlichten, vernünftigen Landhauses geht jedermann vorüber; den Grundriss gar sieht kaum der Fachmann an. Nachher wird diese dekorative Äusserlichkeit dem Künstler aber vom Publikum, dessen Teilnahmslosigkeit die Schuld trägt, zum Vorwurf gemacht. Es heisst, die moderne Kunst sei verrückt und man könne sich ihr praktisch nicht anvertrauen. Man bedenkt nicht, dass auch in der Kunst Müssiggang aller Laster An-

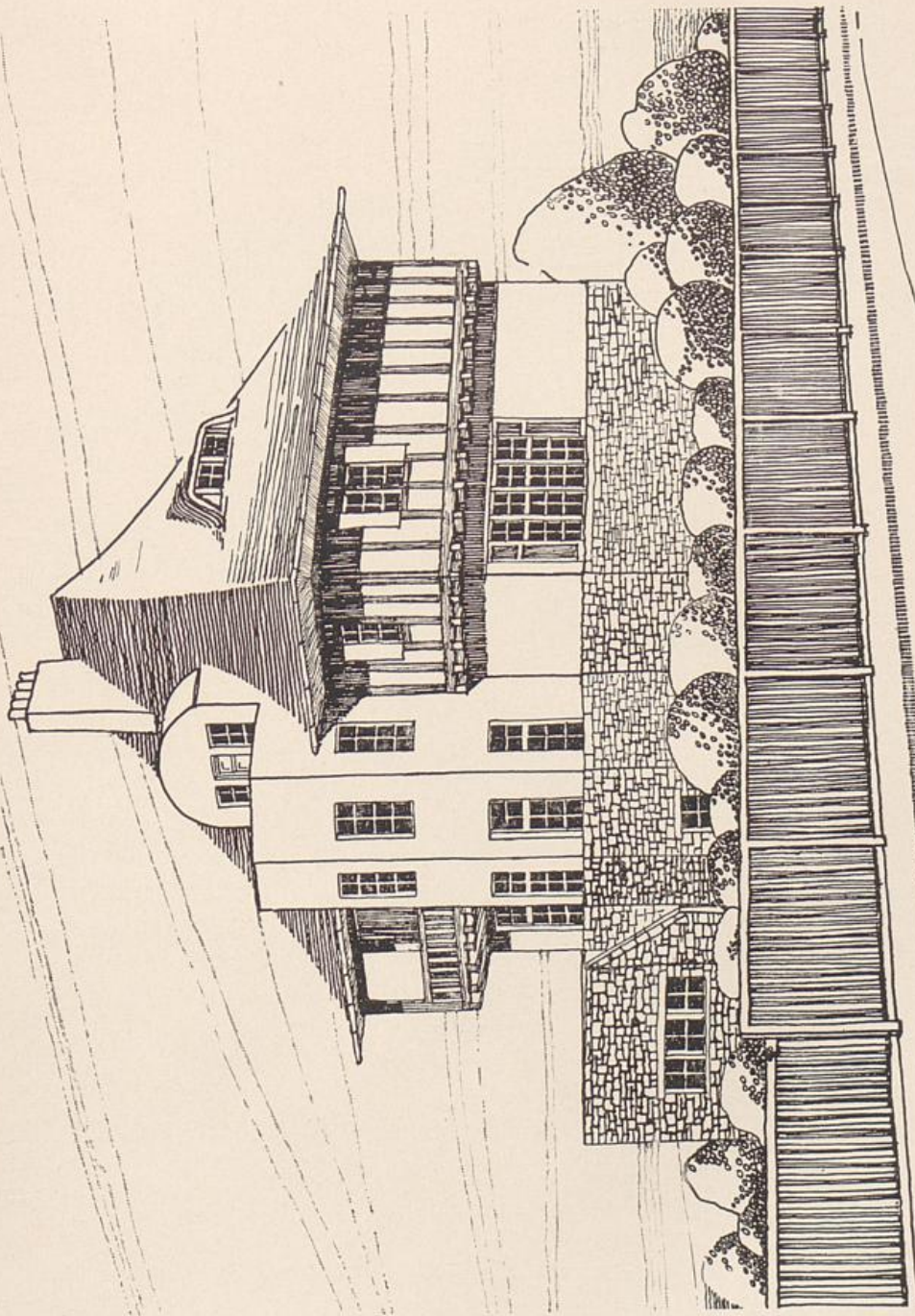
fang ist und dass der Baumeister müßig geht, wenn er nicht auf dem Bauplatze steht. Das „persönliche“ Landhaus zeugt weniger von einem Mangel als vielmehr von einem Überschuss an künstlerischer Kraft; aber es beweist, dass uns eine Konvention fehlt, die für den Architekten ungefähr dasselbe sein müsste, was dem Richter das Gesetz ist. Beide sollen wohl von Fall zu Fall urteilen; doch bleiben sie stets der allgemeinen sozialen Norm verpflichtet.

Die Nachfrage zur Verständigkeit zu erziehen, haben seit Jahren Schriftsteller versucht. Aber auch sie können von der Form dessen, was noch gar nicht vorhanden ist, vom Bedürfnis der Zukunft, nichts Konkretes sagen. Darum müssen Gleichnisse aushelfen. Die Einen verweisen auf das Bürgerhaus des achtzehnten Jahrhunderts, worin sich die letzten lebendigen Überlieferungen verkörpern. Andere zeigen beachtenswerte Anregungen in alten Bauernhäusern und agitieren für eine sachliche Heimatkunst. Und die Modernsten führen uns mit glücklicher Überzeugungskraft das Beispiel der Engländer vor Augen. Das sind gleich drei Wege statt eines. Während der Laie nun zaudernd vor der Wahl steht, kommt der Spekulant und spricht ein Erkleckliches davon, dass dem modernen Künstler die Praxis fehle, dass er unsolid arbeite und die Bausumme nicht respektiere. Er aber! Langjährige Praxis; fünfzig Häuser gebaut; und so weiter. Der Laie lässt sich um so leichter von diesen Schuhmachergründen fangen, als die Vorwürfe nicht immer ohne Berechtigung sind. Woher soll der Moderne Praxis haben! Und wie leicht verrechnet er sich anfangs! Dennoch würde der Bauherr wohl einen Versuch wagen, wenn er selbst ungefähr wüsste, was er möchte. Wie sein Urgrossvater will er nicht wohnen. Er findet die alten Häuser zwar sehr nett, aber diese zopfige Nettigkeit erregt doch auch ein wenig sein Mitleid. Bauernkunst liebt er in Ausstellungen, auf Bildern, in Romanen, im Theater; für sein Landhaus schwebt ihm aber eher etwas Palastartiges vor. Die Repräsentation ist einmal seine Schwäche, ist eine notwendige Kinderkrankheit des

Grossstädters. Und das englische Landhaus widersteht ihm auch. Dafür ist er noch nicht reif; und schliesslich: er ist ein Deutscher. Allerlei halb richtige, halb falsche und immer unklare Empfindungen machen ihn den Vorschlägen der Schriftsteller gegenüber ungeduldig, und da ihm das absolut Passende wieder einmal nicht fertig serviert wird, glaubt er, die besten Anregungen überhören zu dürfen. Und doch werden die Reformatoren nur durch den Mangel an Tatkraft im Publikum verhindert, etwas unmittelbar praktisch Nutzbares zu sagen. Wäre eine Lebensform zu sehen, so sollte ihre architektonische Einkleidung bald gelingen. Ohne Mitarbeit der Allgemeinheit ist aber jedes Bemühen umsonst, ist jeder Vorschlag theoretisches Geschwätz.

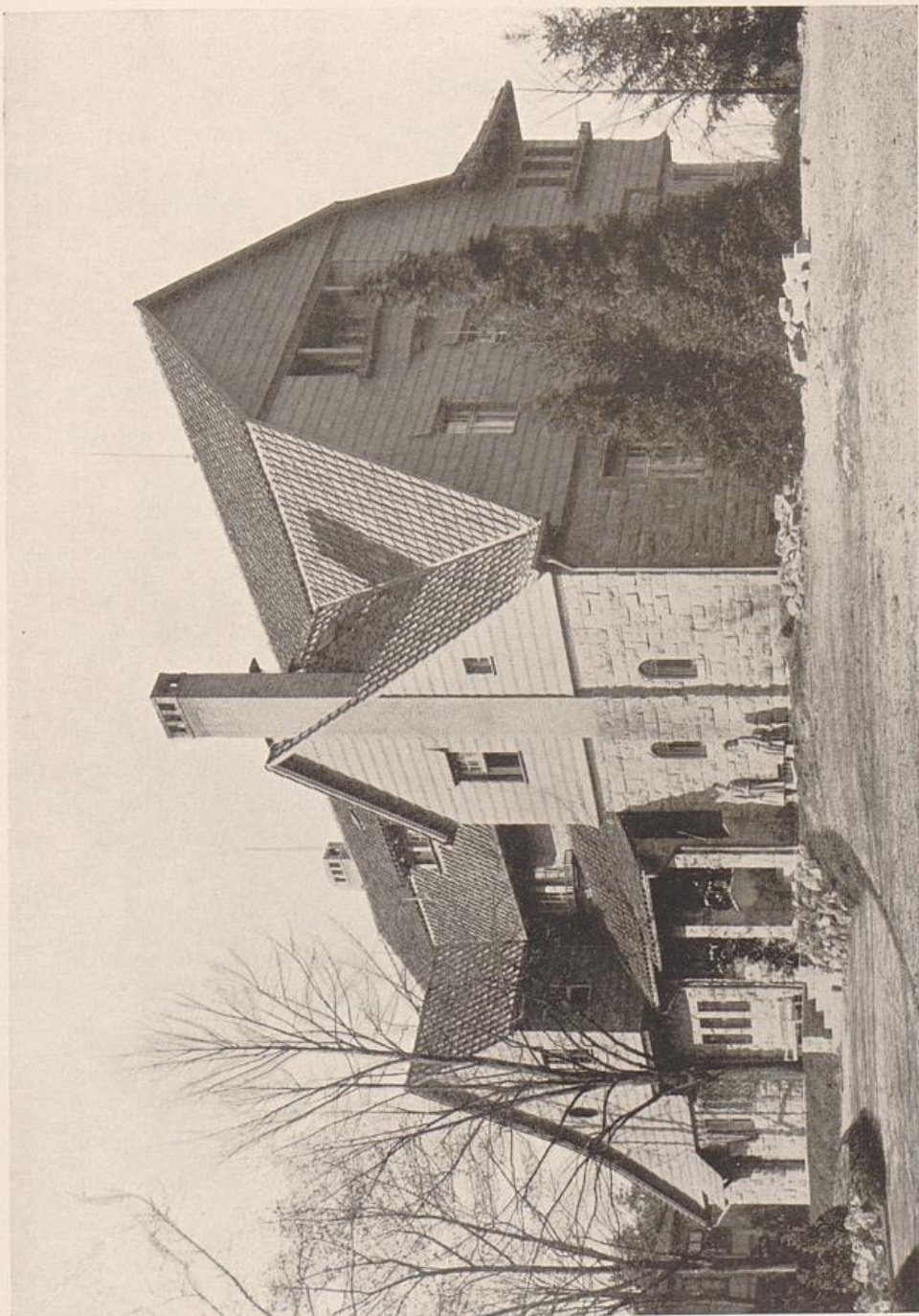
Damit man nicht denke, es handle sich um tiefgründige Probleme und es werde mehr verlangt, als der von Geschäften in Anspruch Genommene leisten kann, betrachte man einmal aufmerksam eine Villenkolonie vor der Grossstadt. Erkennt man erst die Fülle des Lächerlichen und Absurden, so zeigt sich bald, dass weniger ein Neuschaffen in Frage steht als ein Unterlassen, weil im Gebiete der auf Voraussetzungen sozialer Art gegründeten Nutzarchitektur das Unterlassen des Falschen immer schon ein Betonen des Notwendigen, des Organischen nach sich zieht. Da auch für den Schriftsteller, der auf wenigen Seiten gern möglichst viele Fragen berühren möchte, solche Kritik des Falschen das beste Mittel bleibt, um zu wirken, um ein Bild des Positiven zu geben, so möge zur Illustration ein Beispiel aus Berlins Umgebung, das bequem nachzuprüfen ist, gewählt werden.

Als vor etwa zehn Jahren eine Terrain- und Baugesellschaft begann, den Ort Schlachtensee als Landhauskolonie anzulegen, bot sich ihr eine der Ideen dar, die heute rar zu werden beginnen. Es war vorauszusehen, dass die Kolonie, die in so bequemer Nähe Berlins mitten im Wald liegt, in wenigen Jahren zu einer umfangreichen Gemeinde anwachsen werde, und dieser Umstand forderte gebieterisch, die wahrschein-



LANDHAUS [Entwurf]

HERMANN MUTHESIUS



LANDHAUS IN WANNSEE BEI BERLIN

ALFRED MESSEL

liche Entwicklung vorzubeugen und nicht nur immer die kleinen Bedürfnisse des Augenblickes von Fall zu Fall zu befriedigen. Einem ganzen Ort, dessen schnelles Wachstum verbürgt war, konnte vorher der Charakter bestimmt werden; denn mit all den unvorhergesehenen Einflüssen, die an langsam entstehenden Stadt- und Dorfgebilden mitarbeiten, hatte man hier nichts zu tun. Es galt nicht, einen Ausgleich zwischen widerstrebenden Bedürfnissen zu finden; alles hatte Bezug auf einen einzigen, ganz klar erkennbaren Zweck. Und die Grösse der Aufgabe wäre es wert gewesen, dass die Gesellschaft ihre Verantwortlichkeit späteren Geschlechtern gegenüber gefühlt und versucht hätte, aus der ursprünglichen Spekulation einen Kulturgedanken zu machen. Für den Einfluss des Staates nach dieser Seite bietet sich heutzutage ja leider keine Möglichkeit. Und böte sie sich, so würde es ihm an Männern fehlen, die zu erkennen vermöchten, was in Fragen ästhetischer Kultur getan werden muss. So bleibt alles, was jenseits vom Reglement der Baupolizei liegt, dem Unternehmertum überlassen. Und wie wenig das sich um die in der Arbeit enthaltenen Gedanken höherer Art kümmert, hat eben die Heimstätten-Gesellschaft bewiesen. Sie hat mit einer ihr von der Zeit anvertrauten Kulturidee auf Gedeih und Verderb gewirtschaftet. Die schöne Aufgabe, die den Tüchtigsten locken könnte, ein Leben an ihre Lösung zu setzen, ist aufgefasst worden, wie Herr Müller es tut, wenn er einen Kramladen aufmacht.

Hätte die Gesellschaft einen sehr tüchtigen Architekten engagiert und ihn nach England und Amerika geschickt, wo es für den Landhausbau viel zu lernen gibt, so wäre das Ärgste sicher vermieden worden. Das Gehalt eines guten Künstlers ist für eine so grosse Baugesellschaft so unwichtig wie für den Fabrikanten die Frage, ob er für ein Modell hundert oder fünfhundert Mark bezahlt. Man hat im Direktorium aber geglaubt, es genüge, ein paar trockene Praktiker und Baujünglinge mit brüchiger Elementarbildung in den Ateliers zu haben. Der Vorteil, dass der leitende Kaufmann bei dieser Lage der Dinge

anordnen kann, ohne auf künstlerischen Eigenwillen, auf ein feiner organisiertes Gewissen zu stossen, war offenbar entscheidend. Es scheint, dass es nur eine Politik innerhalb der Gesellschaft gab: den Käufer zu locken, festzuhalten und ihn so zu bedienen, dass er praktisch einen Grund zur Klage nicht findet. Im Bazar mag dieses Prinzip ja ausreichen; eine grosse Baugesellschaft sollte jedoch noch anderen Erwägungen zugänglich sein als denen, die den verdorbenen Instinkt des Kunden als heilig betrachten. Und in diesem Fall war der Kunde besonders schlimm; denn er kam aus Berlin. Aus der Parvenustadt, wo protzige Repräsentation als vornehm gilt, wo alles für die Augen der anderen bestimmt ist. Dass die Psychologie dieser Emporkömmlinge mit beschränkten Mitteln gut begriffen worden ist, unterliegt keinem Zweifel. Man muss sich das weit über den Nikolassee ins Land schauende Schloss des Direktors der Gesellschaft betrachten — das am Kurfürstendamm stehen könnte —, um die Überzeugung zu gewinnen, dass die Leitenden nur zu empfinden brauchten, um das Richtige gleich zu finden.

Der Eindruck, den die Kolonie heute bietet, ist beschämend. Alle Verkehrtheiten, wovon schon so oft die Rede war, findet man auf kleinem Raum vereint. Den Strassen und Plätzen merkt man an, dass sie am Zeichentisch erdacht worden sind. Die Strassen sind entweder langweilig gerade oder es sind Schlängelwege in Fragezeichenform. Man hörte wohl etwas von geschwungenen Strassen läuten, nachdem Gurlitt und andere Fachmänner von Ruf die Nachteile der geraden Strassen dargelegt haben und Anlagen fordern, die eine rationelle Besonnung aller Zimmer ermöglichen. Es gibt hier nur sinnlose Schematisierung. Wo kaum eine Steigung ist, sind regelrechte Serpentinien; breite Avenuen sind nur einer Achse zuliebe angelegt, aber wichtige Verbindungsstrassen nicht kenntlich gemacht, so dass man ohne die Wegweiser, zum Beispiel, nicht von Schlachtensee nach Nikolassee zu finden vermöchte. Die reizvollen Niveaugestaltungen sind nicht ausgenützt; man hat

vielmehr planiert, wo es nicht nötig war, und sich bei den Bodenbewegungen wohl vom Landschaftsgärtner beraten lassen, der für die architektonischen Künste ungefähr etwas eben so Schreckliches bedeutet wie der Photograph für die Malerei. Eine weise Führung der Strassenzüge, den Himmelsrichtungen entsprechend, so dass jedes Haus sich guter Besonnung erfreut, ist nicht zu bemerken. Und doch wäre es um so mehr nötig, als nicht in einem Fall von dem falschen deutschen Grundsatz, der fordert, dass das Haus die Hauptfront der Strasse zukehre, abgegangen wurde. Der Engländer denkt vornehm genug, um auf die falsche Repräsentation für die Strasse, für den Passanten zu verzichten. Er baut vielmehr nur für den Zweck des Wohnens. Am liebsten legt er die Wirtschaftsräume und Stallungen, auch wohl das wenig benutzte Esszimmer an die Strasse und öffnet die Hauptfront gegen den Garten, so dass er wirklich von der Welt abgeschlossen und für sich ist. Wo das nicht angeht, disponiert er so, dass die wenig gebrauchten Räume, die Wirtschaftselasse, gegen Norden liegen; Schlafzimmer haben stets Südlage, Wohn- und Arbeitszimmer Ost- oder Westfront. Wie sich das Strassenbild des Hauses gestaltet, ist ihm gleichgültig. Aber gerade aus diesem gegen Repräsentation gleichgültigen Willen ergibt sich für den Passanten doch stets ein reizvolles Bild; wie eine gut gekleidete Frau, von hinten gesehen, immer noch wohltätiger wirkt als eine geschmacklos gekleidete von vorn. Dieses verständige Prinzip einzuführen, hat die Heimstätten-Gesellschaft nie versucht. Regelrecht marschieren alle Häuser, mit dem Gesicht nach vorn, auf; sie sind in erster Linie für den Vorüberwandelnden gebaut und der praktische Zweck muss sich der Kulissenwirkung unterordnen.

Beeinflusst dieses Vorurteil schon den Grundriss ungünstig, so wird das Verständige ganz unmöglich gemacht, weil auch im Inneren die Repräsentationsidee das Bedürfnis brutalisiert. Wenn das Geld nur für hundert bis hundertundfünfzig Quadratmeter Baufläche langt, braucht der moderne Villenbesitzer auf

diesem kargen Raum doch notwendig einen Salon, ein Herrenzimmer, ein Ess- und Wohnzimmer, womöglich noch eine Halle und verschiedene Loggien und Balkons. Um alle diese Räume unterzubringen, ist es nötig, die denkbar kleinsten Masse zu verwenden. Legt die Gesellschaft ihren Grundriss vor, so sieht er nach was Rechtem aus. Da der Laie von Grundrissen nichts versteht, glaubt er ein sehr respektables Haus zu bekommen, weil alles darin enthalten ist, was „sich gehört“. Er weiss vorher nicht, dass ein bewohnbares Zimmer eine gewisse Grösse haben muss. Zieht er ein, so findet er Löcher vor, mit denen nichts anzufangen ist; das Haus wird zum Gefängnis. Wären zwei Zimmer zu einem zusammengezogen, so möchte es angehen; dann aber könnte man ja nicht von seinem „Damenzimmer“ sprechen und der Besuch — alle Woche einer — müsste im Wohnzimmer empfangen werden. Solche Schande ist nicht zu überleben. In den Landhäusern der Heimstätten-Gesellschaft sind Räume von 5 : 5 Metern oder höchstens von 5 : 6 Ausnahmen. Wo ein Speisezimmer einmal 7 Meter lang ist, liegt es meist daran, dass die Geometrie stärker war als der Architekt. Die Zimmer zum Wohnen, Speisen oder Schlafen haben durchschnittlich nur eine Grösse von 3,50 : 4 oder von 4 : 4,50 Metern. Das ist ganz ungenügend. In Häusern, wofür etwa hunderttausend Mark Baukosten gerechnet sind, ist die Küche 3,25 : 5 Meter gross und vom Klosett scheinbar nur durch eine Rabitzwand getrennt. Genau wie in der Ackerstrasse. Die Speisekammer ist 1,50 Meter breit und die Mädchen müssen sich in solchen „hochherrschaftlichen“ Häusern mit einer Kammer von 2 : 3,25 Metern Flächenraum begnügen. Man vergegenwärtige sich nur einmal das Bild. Wie in den allerschlechtesten Miethäusern beträgt der Flächenraum für die Wirtschaftselasse etwa den zehnten Teil Dessen, was für Wohn- und Repräsentationszimmer gebraucht wird. Manchmal sind auch Küche und Wirtschaftsräume im Keller untergebracht. In Landhäusern, wo Platz genug ist, sich auszubreiten! Oder die Mädchen schlafen unter dem Dach in

engen, kalten Kammern. Hier wirken also zwei Ursachen, die eigentlich gar keine sind und doch eine vernünftige Gestaltung des Heims von vornherein unmöglich machen. Der verfügbare Boden reicht fast stets aus, das Haus der Himmelsrichtung entsprechend gut zu plazieren, selbst wenn die Strasse ungünstig läuft. Man müsste nur einmal den Passanten vergessen. Und der Flächenraum genügt fast immer, um für das wirklich Notwendige ausreichend zu sorgen; nur die verderbliche Repräsentationsmanie lähmt alles selbständige Denken und Handeln.

Sind die Räume durch ihre Maasse nahezu unbewohnbar — man nennt das bei uns „gemütlich“ —, so werden sie es noch mehr durch die Anordnung von Türen und Fenstern. Vor dem wichtigsten Wohnzimmer ist in der Regel eine Loggia, die es verdunkelt. Die tiefsten Räume sind oft nur von einer Ecke aus beleuchtet, so dass die Hälfte im Dämmer bleibt; oder in zwei Wänden werden Fenster angebracht, wodurch sich die Lichtstrahlen kreuzen und den Bewohner irritieren. Natürlich gibt es nur die hohen Palastfenster, wiederum der Fassadenwirkung zuliebe. Wandflächen findet man ebenso wenig wie in den städtischen Etagenwohnungen; denn auch hier, wo die Fehler der Bauspekulation im freistehenden Haus so leicht vermieden werden könnten, sind die Wände an den unwahrscheinlichsten Stellen von Türen — natürlich Flügeltüren! — durchbrochen. Möbelarrangements sind fast nie herzustellen, weil für sie nur im Durchgang zwischen den Türen Platz ist. Die behaglichen Eckensembles von Sofa, Familientisch und Bänken, die einen befreiend Blick über das ganze Zimmer gestatten und so das anregende Distanzgefühl geben, sind unmöglich, weil es freie Ecken nicht gibt. Und ebenso wenig sind Bilder im guten Licht anzubringen. Jedes Zimmer wird zum Korridor, da es mit allen anderen verbunden sein soll. Denn nur so ist die berühmte „Zimmerflucht“ herzustellen, — bei Gesellschaften. Intime Raumwirkungen sind unter solchen Umständen unmöglich. Man braucht es den

Engländern gar nicht nachzutun, die im wesentlichen meinen, für jeden Raum genüge eine Tür und ein Fenster. Diese Abschliessung der einzelnen Zimmer von allen andern ist möglich, weil die Engländer ihre Halle haben oder sonst einen andern Versammlungsraum für die ganze Familie. Unser Wohnzimmer entspricht diesem Zusammenkunftsort nur sehr bedingt. Eine freiere Kommunikation ist aber auch herzustellen, ohne dass alle Wände mit tölicher Regelmässigkeit just in der Mitte durchbrochen werden, das Prinzip, das Lichtwark aufgestellt hat: die Türen möglichst entfernt von der Fensterwand anzubringen, bleibt für unsere Verhältnisse am empfehlenswertesten. So allein kann man frei über den hellen Raum am Fenster verfügen und behält zwei grosse Wandflächen für die Aufstellung notwendiger Möbelstücke.

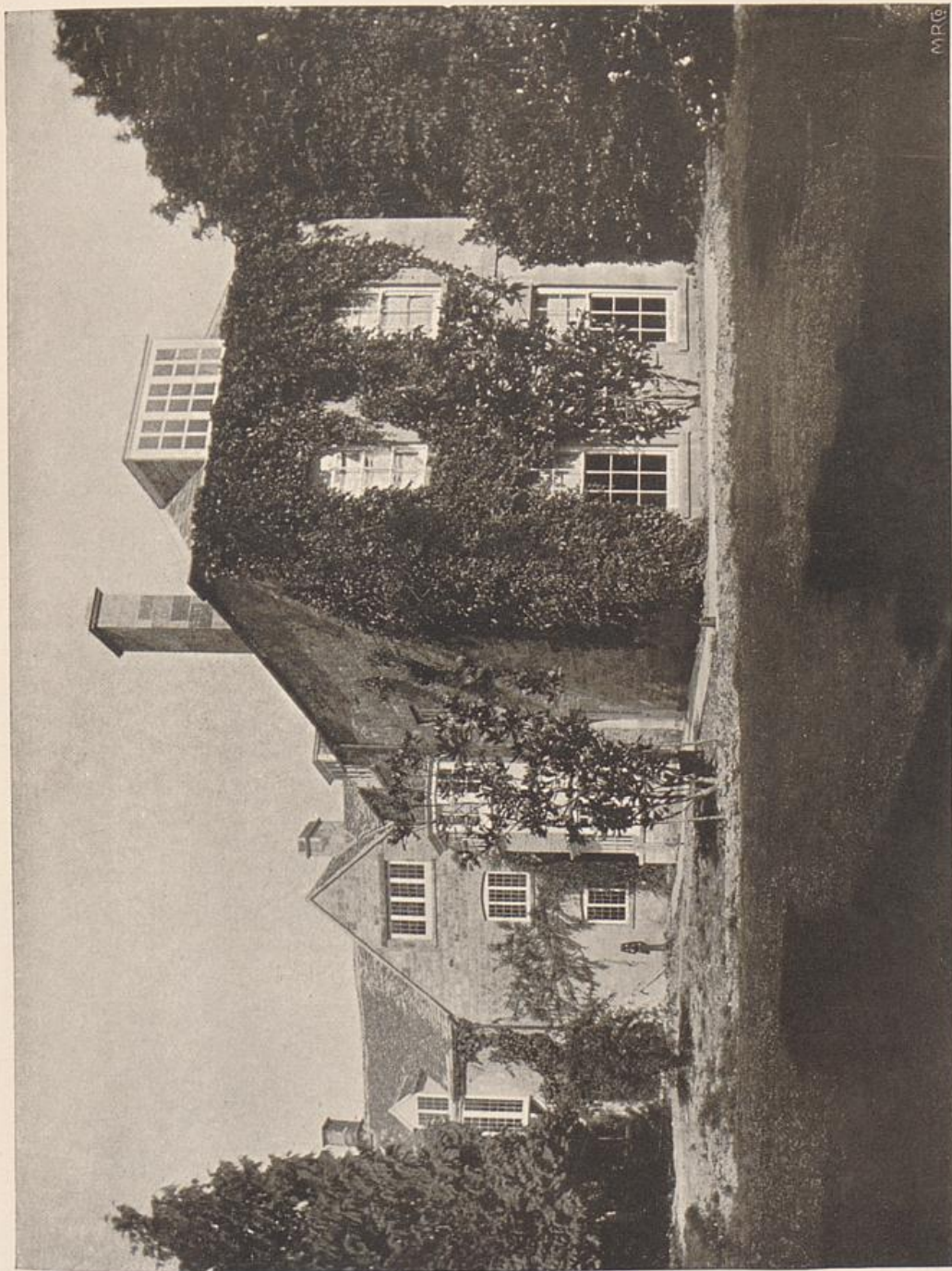
Alle diese Widersinnigkeiten prägen sich natürlich in den Fassaden aus. Nie ergeben sich natürlich gewachsene Massen; das Haus ist nicht ein gegliedertes Ganzes, sondern eine Anhäufung von Zufälligkeiten. Ein wohldisponierter Grundriss, der lebendigen Bedürfnissen Ausdruck schafft, wird im rein sachlichen Aufriss stets eine gewisse Geschlossenheit hervorbringen, weil sich die Lebenskraft wirklicher Ideen erhält und in jeder Metamorphose wieder zum Vorschein kommt. Da es etwas Lebendiges in diesen schematisierten Villenanlagen aber nicht gibt, steht das Gerippe auch stets wie eine hässliche Missgeburt da. Und um die fehlenden Charakterzüge künstlich herzustellen, greift der ratlose Architekt dann wieder — wie beim Stadthause — zur äusserlichen Schmuckform. Gerüst und Zierat sind von vornherein zweierlei. Die historischen Dekorationsformen sind einst alle organisch aus Baugedanken hervorgegangen; werden sie von ihrem ursprünglichen Körper getrennt und einem anderen angefügt, so muss das Grotteske entstehen. Doch ist's noch der bessere Fall, wenn in dieser Weise Schmuckformen dem Rohbau angefügt werden. Denn wenn der Grundriss das Primäre ist, so kann man die Entwicklung immerhin noch sachlich nennen. Das Gewöhnliche

ist aber, dass der dekorative Stilgedanke das Primäre ist, dem sich der Grundriss nun auch noch unterordnen muss. Der Kunde darf wählen, ob er die italienische Villa mit Säulenhalle und plattem Dach haben will, ob er das süddeutsche Fachwerkhaus, das Renaissanceschlösschen mit Aussichtsturm oder das Schweizerhaus vorzieht. Ganz Modernen wird der „Jugendstil“ serviert. Die Hauptsache ist, wie sich das Haus von der Strasse aus mit seinen Statuen und Kartuschen, Säulen und Gesimsen, Loggien und Erkern, kühn geschweiften Giebeln und symbolisch-neckischen Freskenmalereien ausnimmt; wie die Kulisse wirkt. Diese Art „Schönheit“ hat mit der Landhausarchitektur aber überhaupt nichts zu tun. Dort handelt es sich vielmehr allein um die Schönheit, die sich aus der Sachlichkeit ergibt, die Ausdruck eines charakteristischen Willens ist; um die Einsicht, was mit den bescheidenen Mitteln der Profanbaukunst zu erreichen ist und was ins Gebiet der hohen repräsentativen Monumentalkunst gehört. Es gilt die spezifische Ästhetik der verfügbaren Mittel zu erkennen und auszunutzen.

Was wissen die Engländer aus dem Dach zu machen, was wird unter ihrer Hand aus dem Schornstein! Man vergleiche damit diese Spottgeburten von Dächern in Schlachtensee. Freilich kanns nicht anders sein; denn das Dach antwortet stets dem Grundriss und versinnbildlicht in eigen reizvoller Weise die verborgenen Wohngedanken. Oder man sehe, wie die Engländer das Material verwenden, welche Kultur des Putzbaues im achtzehnten Jahrhundert bei uns herrschte oder wie die Bauern die Farbe zur Belebung und deutlichen Gliederung ihrer Fassaden verwandt haben, und vergleiche damit die modernen Geschmacksroheiten. Das Absonderliche und Verkehrte, die Langeweile, der Effekt: das ist das Ziel der Heutigen. Die Gegend um Berlin liefert dem Baumeister das schönste Material, die Farben der aus märkischem Boden gewonnenen Ziegel stehen prachtvoll im dunkeln Fichtengrün des Waldes. Aber wie kann das Verkehrte ausbleiben, wenn

sich jedes Haus vom anderen unterscheiden soll! Jeder Rentier will doch seinen besonderen „Stil“ haben. Baut der Nachbar in Putz, so will er Ziegelsteine, ist rechts ein rotes Dach, so fordert sein „Geschmack“ schwarze Schieferbekleidung und liegt gegenüber eine Renaissancevilla, so setzt er dem den prächtigeren Barockstil entgegen. Der rechte Charakter, den man Stil zu nennen berechtigt wäre, käme aber erst in unsere Landhauskolonien, wenn im Prinzip die Uniformität herrschte, wenn das Besondere nur darin gesucht würde, mit überall gleichen Mitteln etwas möglichst Vollkommenes zu erreichen. Wie der Vornehme in der Kleidung nicht auffallen will und trotz der Uniformität doch fein und persönlich angezogen sein kann, so sollte der kultivierte Landhausbesitzer nichts vor dem Nachbarn voraushaben wollen als die reifere Durchbildung und feinere Nuancierung. Einen Stil, der Gesamtheiten umfasst und das Wesen der Zeit abspiegelt, schafft nur die Beschränkung, die Kraft ist.

So viel wie über das Haus wäre über den Garten zu sagen; denn auch der Gärtner strebt nach Repräsentation, wo er kann. Die Landhäuser der Kolonie Schlachtensee und Nikolassee stehen mitten im Wald, das Terrain hat an vielen Stellen eine natürliche schöne Plastik und das landschaftliche Milieu fordert zur Ausnutzung der gegebenen Verhältnisse geradezu auf. Dennoch wird die schwierige Arbeit vollbracht, das Naturmaterial zu ignorieren und das Schematische künstlich herzustellen. Auch der Garten ist in erster Linie für den Passanten da. All die längst bekannten kindischen Scherze kann man von der Strasse aus geniessen: Brücken, die über ein künstliches Tal hinwegführen, Teiche, so gross wie eine Badewanne, felsige Abhänge und Aussichtberge, einen Meter über dem Niveau, Eremitagen an der Landstrasse, Rosenbeete, Gipsgöttinnen, Schlängelwege mit Kies bestreut, Teppichbeete mit Muscheln garniert, Grotten und das übliche Gebüsch. Mit den geringsten Mitteln liesse sich dagegen, selbst aus dem kleinsten Garten, etwas zweckvoll Schönes machen. Man könnte die streng

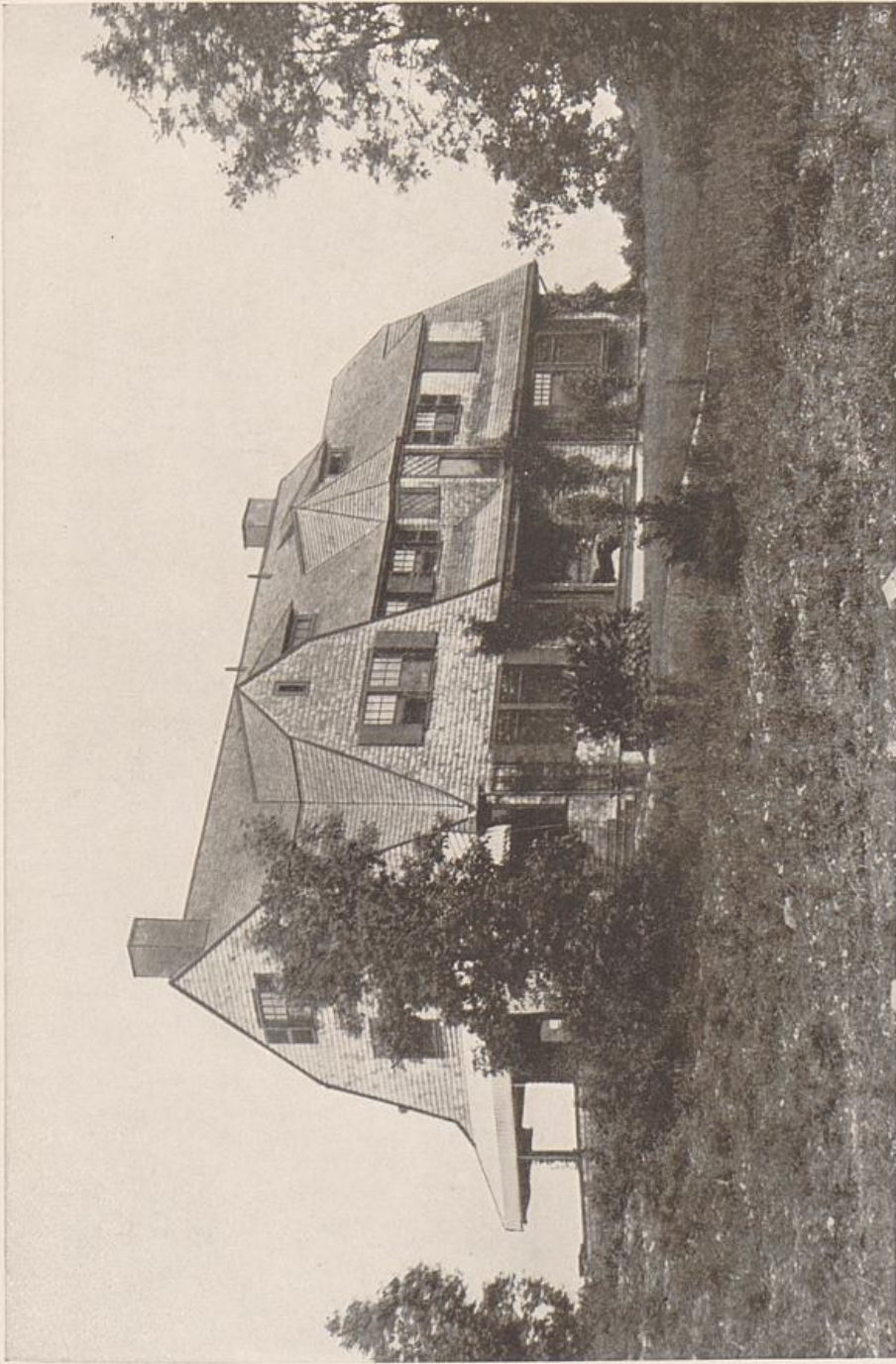


Mit Genehmigung der Verlagsanstalt Alexander Koch in Darmstadt.

C. R. ASHBEE

LANDHAUS ZU COLSWOLD IN ENGLAND

M.P.C.



Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

LORING & PHIPPS

LANDHAUS ZU NEWTON BEI BOSTON IN AMERIKA

an
an
A
sc
d
S
a
n
R
S
V
S
M
F
P
u
t
v
l
I
i
e
S
i
c
v
s
l
l
s
v

architektonische Form wählen und den Garten eng dem Haus angliedern oder, mit Verzicht auf alle Spielereien, eine freiere Anlage machen, worin doch wirklich etwas wächst. Die landschaftlichen Bedingungen in diesem Föhrenwald sind so günstig, dass der Garten im Winter fast so schön sein könnte wie im Sommer. Man möchte in dieser Kolonie Häuser- und Gartenanlagen von unsern besten modernen Nutzkünstlern sehen, damit den ahnungslosen Berlinern einmal klar würde, welche Reize von einem denkenden Geiste den unscheinbarsten Aufgaben abzugewinnen sind.

In den Prospekten der Gesellschaft wird daneben viel Wesens gemacht von der Wohlfeilheit der Landhäuser in Schlachtensee und von den bequemen Zahlungsbedingungen. Mit dem ersten Vorteil ist es nun nicht weit her. Denn die Häuser kosten durchaus nicht weniger als bei einem erfahrenen Privatarchitekten. Ja, hier und dort ist die Bausumme sogar ungewöhnlich hoch. Und was die Zahlungsbedingungen betrifft, die so gern als edle Menschenfreundlichkeit dargestellt werden, so müssen sie in einem Falle wenigstens eine Spekulationsidee von sehr, sehr zweifelhaftem Wert genannt werden. In der Regel sind kleine Beamte die Besitzer der Landhäuser in Schlachtensee. Diese zahlen zehn Prozent der Kaufsumme etwa an und verzinsen den Rest, nachdem sie der Gesellschaft Sicherheit geleistet haben durch eine Lebensversicherungspolice in Höhe des Restkaufgeldes. Die möglichen Ersparnisse werden in der Regel für die Prämienzahlungen verbraucht und wenn der Hausvater nun vor der Zeit stirbt, wenn also die volle Versicherungssumme ausgezahlt wird, so hält sich die Gesellschaft daran natürlich schadlos. Der Witwe oder den Kindern bleibt nur ein allerdings schuldenfreies Haus; aber sie können es nicht nutzen, weil die geringe Pension zum Unterhalt eines relativ grossen Hauswesens nicht ausreicht. Die Ersparnisse während all der Jahre sind darum zum guten Teil verloren. Die baare Summe wäre der Witwe eine nützliche Hilfe, mit dem Haus aber weiss sie nichts zu beginnen. Zu

verkaufen ist es schwer oder nur mit Verlust und zu vermieten noch schwieriger. Obgleich die Gesellschaft äusserlich korrekt handelt, liegt in dieser Art, die nicht kapitalkräftigen Bürger mit Eigenhäusern zu beglücken, doch Etwas, das mit dem Mass höherer Ethik gemessen, höchst bedenklich erscheint. Die vorgeblich altruistische Idee entpuppt sich bei näherem Zusehen ebenfalls als ein Spekulationsgedanke.

Eine Besserung aller der Zustände, wofür die Sünden dieser Gesellschaft nur als Beispiel dienen, kann allein von der Nachfrage ausgehen. Wenn diese sich kultiviert, wird das Angebot bald folgen. Kann es denn ein Zaudern geben, wenn man vor der Wahl steht, ob das sachlich schöne Sein gelten soll oder der freche Schein? Es handelt sich um Dinge, worüber es zweierlei Meinung nicht gibt. Nicht von ästhetischen Problemen ist die Rede, sondern von Fragen der Sittlichkeit, von dem Geschmack, der von der Lebensmoral nicht zu trennen ist. Die Glücklichen, die sich und den Ihren ein Heim bauen können und die reif werden möchten für eine würdige Form des Eigenhauses, müssen zunächst eine Schule der Ethik durchmachen. Was wir brauchen, um nur das Wohnen wieder zu lernen, sind wohlorganisierte Lebensformen. Und die gewinnen wir um so besser, je kräftiger und charaktvoller unser Zeitbewusstsein ist. Der Halbheit des Willens aber wird stets auch eine Halbheit der greifbaren Kulturformen antworten.